

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 52 (1958)
Heft: 5

Artikel: Girolamo Savonarola, ein Prophetenleben (Fortsetzung)
Autor: Ragaz, Leonhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-140268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Girolamo Savonarola, ein Prophetenleben

(Fortsetzung)

Lorenzo mußte einsehen, daß diesem Manne gegenüber seine sonst so bewährte Art, die Menschen zu nehmen, nicht angebracht war. Er ging darum gelegentlich zu San Marco in die Messe und ließ sich dann wie zufällig durch ein Gespräch im Klosterhof festhalten. Natürlich liefen die Mönche zu Savonarola und riefen: «Lorenzo ist drunten, komm doch!» Er antwortete kühl: «Wenn er mich nicht ruft, so laßt ihm doch sein Vergnügen.» Da entschloß sich Lorenzo, einen letzten Schritt zu tun: er sandte fünf der angesehensten Männer der Stadt zu dem Mönche, die ihn baten, um seiner selbst willen Lorenzo zu schonen, da es sonst leicht dazu kommen könnte, daß er die Stadt verlassen müsse. Savonarola hört sie ruhig an. Dann richtet er sich auf, seine Augen blitzen: «Ich weiß, daß Lorenzo euch gesandt hat. Geht hin und saget ihm: ich bin ein Fremder und er ein Bürger der Stadt, sogar der erste Bürger. Aber ich werde bleiben, und er wird gehen.» Dann sprach er nachher noch mit den Männern über die Lage des Staates – und siehe, sie waren nachher alle seine eifrigsten Anhänger.

Jetzt mußte der kühne Mönch vernichtet werden, und zwar moralisch vernichtet. Das Werkzeug dazu sollte der große Redner Fra Mariano werden. Der hatte sich, im Herzen Gift und Galle, bisher für Savonarolas Freund ausgegeben und getan, als ob er sich über dessen Erfolge freue. Aber als nun der Auftrag an ihn erging, ihn durch eine Predigt unschädlich zu machen, griff er mit beiden Händen darnach. Ganz Florenz kam zusammen, als die rednerische Hinrichtung stattfinden sollte, Lorenzo und sein Gefolge voran, aber der «Schuß von der Kanzel» ging hinten hinaus. Mariano ließ sich durch seine Wut zu solchen Gemeinheiten hinreißen, daß er Savonarola den größten Sieg verschaffte, der noch durch eine Gegenpredigt desselben erhöht wurde. Mariano war vernichtet. Aber Savonarola hatte von diesem Tag an einen Feind, der nur noch einen Gedanken hegte: seinen Untergang...

Aber noch einmal sollten sich Lorenzo und Savonarola, jeder die Verkörperung eines Prinzips, begegnen. Eines Tages flog die Kunde durch Florenz, der Prachtige sei am Sterben. Um sein Lager standen schwer atmend die Freunde. Nun wurde seine vorher so sichere Seele von den Geistern der Vergangenheit geängstigt, und er beehrte nach einem Beichtvater. Man holte ihm einen ergebenen Mönch. Aber das Wort aus dem Munde eines feilen Pfaffen konnte ihn im Angesicht der Ewigkeit nicht beruhigen... Das Bild des Mönchs steigt vor ihm empor, der seiner Freundlichkeit und seinem Zorn mit gleicher Festigkeit widerstanden hatte, und er bittet seine erstaunten Freunde, daß man Savonarola rufen lasse. Dieser kann es zuerst nicht glauben, als der Bote in seine Zelle tritt. Sobald er aber sieht, daß es Ernst ist, macht er sich auf, und die Seele voll großer Gedanken, geht er in den Palast und tritt in das Prunkgemach, wo der Herr von Florenz auf seidenen

Kissen ruht. «Gott ist gütig, Gott ist barmherzig», spricht er, den Kranken zu beruhigen. Dieser will zu beichten beginnen, aber Savonarola unterbricht ihn. «Drei Dinge sind notwendig.» «Und welche, Pater?» Savonarolas Züge werden streng. «Erstens, daß Ihr ein großes und lebendiges Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit habet.» «Das habe ich», flüstert der hohe Kranke. «Zweitens», fährt Savonarola fort, «daß Ihr alles Vermögen zurückgeben wollt, das Ihr mit Unrecht fortgenommen habt, oder Eure Söhne beauftragt, es zu tun.» Lorenzo besinnt sich einen Augenblick, erstaunt und leidend, dann nickt er leicht mit dem Kopfe. Und nun richtet sich Savonarola in die Höhe, daß der Kranke zusammenfährt. «Letztlich, daß Ihr dem Volk von Florenz die Freiheit zurückgebet.» Da zuckt Lorenzo verächtlich die Schultern. Savonarola aber kehrt sich um und verläßt Gemach und Palast, durch den bald die Nachricht eilt: «Lorenzo ist tot.» Das geschah am 8. April 1482.

An Lorenzos Stelle trat sein Sohn Piero. Der Vater hatte nicht viel Gutes von ihm erwartet, und er hatte nur zu richtig vorausgesehen. Der neue Herr von Florenz hatte sich mehr mit Fechtkunst, Reiten und noch weniger nützlichen Künsten beschäftigt als mit der Regierungskunst. Schwach und feige, wo es zu handeln galt, entfremdete er sich die besten Freunde durch hochfahrendes und gewalttätiges Wesen. So war denn der Prior von San Marco der wahre Herr der Stadt. Sein Ansehen war durch die Ereignisse am Sterbebett des Lorenzo aufs höchste gestiegen. Die ersten Männer von Florenz umdrängten seine Kanzel, Künstler, Gelehrte, Staatsmänner. Der junge Michelangelo behielt den Eindruck von Savonarolas Predigt und Persönlichkeit sein Leben lang in treuem Gedächtnis und las noch im hohen Alter viel in seinen gedruckten Predigten. Pico di Mirandola und Marsilio Ficino waren seine feurigen Bewunderer . . . Ganz Toskana wurde von der Bewegung ergriffen. Fra Girolamos Name war auf allen Lippen. Immer mehr umgab ihn der Nimbus des Propheten, das Wort in jenem engeren Sinne verstanden als eines Mannes, der von Gott gesandt ist, die Zukunft zu verkündigen . . . Savonarola wußte sich von Gott gesandt, aber nicht bloß in dem innerlichen Sinne, in dem jeder das von sich sagen darf, der ein großes und notwendiges Werk zu tun hat: er war vielmehr berufen worden durch besondere *G e s i c h t e* und stand in fortwährendem unmittelbarem Verkehr mit Gott, der ihm die Zukunft enthüllte . . .

Wir werden uns hüten, vom Maulwurfshügel unserer vermeintlichen Aufklärung aus diese Dinge mit einem Lächeln zu erledigen. Gewiß werden wir durch unsere heutige Art, die Dinge zu betrachten, gezwungen, diese Gesichte und Offenbarungen als etwas zu verstehen, was nur in der Seele des Helden selbst vorging. Dagegen haben wir kein Recht, seinen aufrichtigen Glauben an die Realität dieser Dinge zu bezweifeln. Jene Zeit wußte noch nichts von Autosuggestion, Somnambulismus und ähnlichen Dingen. Im übrigen erleben außerordentliche Menschen auch außerordentliche Dinge, und vor dem Auge des

von religiöser Leidenschaft verzehrten Mönches mochten wohl, wenn er in einsamen Nachtstunden vor seinem Kruzifix in enger Klosterzelle rang, Gesichte aufsteigen, die wir über dem Schreibtisch allerdings nicht erblicken. Es ist in der Tat im höchsten Grade lehrreich, wie wesensverwandt Savonarolas Visionen denen der großen Propheten sind. So erblickte er einmal eine Hand mit einem ausgestreckten Schwert, am Himmel aufleuchtend, darunter die Worte standen: *Gladius Domini super terram cito et velociter* (Das Schwert des Herrn über die Erde bald und rasch!), unten auf Erden aber brennende Städte, Krieg und Pestilenz. Am Karfreitag sah er über der Stadt Rom ein schwarzes Kreuz aufsteigen, das bis zum Himmel reichte. Darunter stand: *Crux irae dei* (Kreuz des Zornes Gottes). Durch den mit dichter Finsternis bedeckten Himmel hin tobten Blitze, Pfeile, Hagel und Sturm. Auf einmal wurde alles heiter. In der Mitte von Jerusalem erhob sich ein goldenes Kreuz, das die Welt erhellte. Darunter stand geschrieben: *Crux misericordiae dei* (Kreuz der Barmherzigkeit Gottes). Alle Völker kamen herzu, es anzubeten.

Solche Bilder machten einen ungeheuren Eindruck auf die von bangen Ahnungen bewegten Gemüter der Zeitgenossen. Und darin besteht eben die Wahrheit dieser Dinge: sie stand ja wirklich vor der Tür, die größte Umwälzung der Geschichte seit den Tagen der Völkerwanderung, sie wurde ja bald über Italien geschwungen, die Geißel Gottes; sie kamen ja alle, die Greuel, die er im Geiste geschaut. Während aber die meisten nur ein dumpfes Vorgefühl davon hatten, steigerte sich dieses in ihm zu verzehrendem Schmerze. Darin bestand sein prophetisches Wesen . . . Eine große Zahl seiner Weissagungen haben sich tatsächlich erfüllt. Nur ein Beispiel von vielen: einem Fürsten von Mirandola, der ein tyrannisches Regime führte, hatte er geschrieben, daß er sich bessern solle, denn seine Tage seien gezählt. Der Fürst befand sich, als ihm solches gesagt wurde, im besten Mannesalter und bei blühender Gesundheit. In zwei Jahren raffte ihn ein plötzlicher Tod hinweg.

Und gerade jetzt ging eine Weissagung auf eine Weise in Erfüllung, die den Prophetenruhm Savonarolas über ganz Italien verbreitete.

Schon längere Zeit hatte er von einem Könige geredet, der an der Spitze eines Heeres über die Alpen kommen werde, Italien zu züchtigen. Niemand hatte stark darauf geachtet, da erscholl die Kunde, daß **K a r l VIII.** von Frankreich mit einem großen Heer in Piemont erschienen sei. Lodovico Sforza hatte ihn gerufen. Der Schrecken zieht vor ihm her. Piero de' Medici verliert vollständig nicht nur den Mut, sondern auch jedes Gefühl von Ehre und Männlichkeit. Statt sich zur Abwehr zu rüsten, die gar nicht so schwer wäre, eilt er ins Lager des Königs, liefert ihm seine Festungen aus und verspricht ihm die für die damalige Zeit enorme Summe von 200 000 Gulden. In Florenz weckt diese Kunde Entrüstung und Schrecken zugleich. Wie Piero zurückkehrt, vertritt man ihm an der Türe des Rathauses den Weg; er eilt

zu seinem Palast, seine Söldner aufzubieten, aber die Straßen füllen sich mit bewaffneten Bürgern, verkleidet flieht er nach Bologna und geht dann nach Venedig und Rom, um sich dort durch ein Leben von ungeheurer Ausschweifung über den Verlust von Florenz zu trösten und unaufhörliche Intrigen gegen dieses zu spinnen.

Florenz ist frei. Aber was nun? Das öffentliche Wesen in namenloser Verwirrung, der Staat von allen Seiten bedroht. Nur ein Mann kann helfen, er, der das alles vorausgesagt hat; er ist der Mund Gottes. Und er hilft. Jetzt steht Savonarola auf dem Gipfel seiner Geistesmacht. Seine Predigten regieren Florenz. Das Erste ist, daß er Frieden, Vergebung, Einigkeit fordert. Die Anhänger der Medici gehen frei aus, Florenz bedarf aller seiner Bürger. Dann muß der Staat gerettet werden. Karl VIII. zieht schon auf Florenz zu. Savonarola geht ihm entgegen, und da der König den scheut und liebt, der sein Kommen vorausgesagt hat, so verspricht er, der Stadt nichts zu leide zu tun, die sich dafür mit ihm verbündet. Wie er aber, in Florenz eingezogen, mit seiner Soldateska (unter der sich auch 4000 Schweizer befinden) wieder abzuziehen zögert, da tritt wieder Savonarola vor ihn hin und befiehlt ihm im Namen Gottes, weiter zu ziehen und das ihm aufgetragene Werk zu vollenden. Der König zieht. Inzwischen aber haben sich die Pisaner gegen Florenz erhoben; Mailand und Venedig, Neapel und der Papst haben gegen die Franzosen eine sogenannte heilige Liga geschlossen und helfen nun, unterstützt von Kaiser Maximilian, den Pisanern. Schon droht Livorno, die Hafenstadt, von der die Ernährung von Florenz abhing, verloren zu gehen. Alles scheint verloren; nur Savonarola kann helfen. Und er hilft. Er versammelt das Volk im Dome, hält eine seiner gewaltigen Predigten und sagt ihnen: «Seid ganz ruhig. Gott wird helfen. Ich weiß es.» Am folgenden Tag wird eine Prozession veranstaltet, siehe da, wie der Zug sich durch die Straßen bewegt, kommt ein Reiter gesprengt mit einem Olzweig in der Hand: die Schiffe mit Getreide und Mannschaft, die florentinische Kaufleute Livorno zu Hilfe geschickt, sind durch einen unerhörten Föhnsturm in den Hafen geworfen worden, während derselbe Sturm die venezianischen Wachtschiffe vertrieben hat. Kann Gottes Finger sich noch deutlicher zeigen? Allerdings bleiben die Verhältnisse schwierig. Die Pest meldet sich, Hungersnot bricht aus. Aber nun trägt die Predigt der Bruderliebe ihre Früchte. Die Anhänger Savonarolas nehmen die verhungerten Landleute, die in die Stadt strömen, auf und pflegen sie; sein Geist und Wille hält die Verzagenden aufrecht; eine neue Lebenskraft ist in die Adern des florentinischen Volkes ergossen.

Denn Florenz ist frei. Das Volk berauscht sich in dem neuen Glück. Aber Savonarola bleibt nüchtern. Die Freiheit muß gesichert werden dadurch, daß sie sich mit der Ordnung vermählt. Florenz erhält eine neue Verfassung. An der Spitze bleibt die Signoria für die Exekutive. Die Basis bildet wieder die Volksversammlung, der Große

Rat genannt, aus etwa 2000 Bürgern bestehend. Ein besonderer Saal wird für sie gebaut. Der Signoria zur Seite steht eine beratende Behörde, die Pratica genannt. Staatsmänner ersten Ranges, wie der Geschichtsschreiber Guicciardini, haben ausgesprochen, daß diese durch Savonarola geschaffene Verfassung die beste gewesen sei, die Florenz je besessen habe.

Machen wir uns das Wunder ganz klar, das wir hier vor uns sehen. Da ist ein Mönch, der einem der ersten Staatswesen jener Zeit die Verfassung gibt und dessen Predigten politische Programme sind. Dieser Mönch ist ein Schwärmer, der mehr im Himmel als auf Erden zu Hause zu sein scheint. Aber dieser Schwärmer offenbart eine Gabe der Organisation, eine Klarheit des Willens, eine Schärfe des politischen Blickes, die die Staatsmänner aus einem Staunen ins andere stürzen. Dieser Mönch schafft eine ausgezeichnete Handelsbank, dazu eine Leihanstalt und schlägt eine Progressivsteuer vor, deren Grundsätze mit der heute üblichen ziemlich übereinstimmen. Und das Herrlichste von allem: in diesem Mönch schließen, die sich leider so oft bekämpfen, Religion und Freiheit, einen einzigartigen Bund. Im Namen Gottes fordert er Volksfreiheit und beweist damit, daß der Geist des Christentums, wo er in Reinheit und Fülle auftritt, durchaus ein Geist idealer Demokratie ist.

Sein Ideal war ein Gottesstaat, etwa nach Art dessen, den Calvin vierzig Jahre später in Genf aufgerichtet hat. Er war von Gott erwählt, die Bewegung zu beginnen, die ... mit dem äußeren und inneren Sieg des Reiches Gottes über die ganze Erde kommen sollte. So erfaßte diese große Seele letzte Ziele der Menschengeschichte, sie durch gewaltige Erhebung des Willens in Eile zu verwirklichen. Wer in jenen Tagen nach Florenz kam, erkannte dieses Volk nicht wieder. «Evviva Christo, re di Firenze», erscholl es in diesen Pfingsttagen des Geistes. Todfeinde versöhnen sich; die Frauen legen ihre luxuriösen Gewänder ab und befeißigen sich ernster und tüchtiger Sitte; Kaufleute und Bankiers geben aus Gewissenskrupeln Summen von über tausend Gulden zurück. Die Armen haben es gut; die Straßen gewinnen ein solideres Gepräge; das Laster versteckt sich; Handel und Gewerbefleiß nehmen zu, soweit es die bösen Zeiten erlauben; alle Keime geistigen Lebens sind wie von einem Pfingstregen befruchtet. Ein ganzes Volk ist über sich selbst hinausgehoben, mitgerissen von der Glut einer einzigen Seele. Was muß das für ein Mann gewesen sein, der aus diesen frivolen, genußsüchtigen, spottlustigen Florentinern ein Volk gemacht hat, das die besten Bürgertugenden des Altertums mit dem Enthusiasmus der ersten Christengemeinden zu vereinigen scheint. Wo hat ein Prediger je solches gewirkt?

Die Schlacht ist gewonnen, Florenz erobert. Und der Sieger – muß er nicht auf dem Gipfel des Glücks stehen? Jedoch gerade jetzt geht er durch die dunkelsten Tiefen der Depression. Ist es die natürliche Reaktion nach so ungeheurer Anstrengung, ist es das Vorgefühl neuer,

schwererer Kämpfe? . . . Die Medici sind gefallen, aber ein größerer Gegner steht schon vor der Tür. Eine Wolke steigt von Süden auf, größer wird sie und dunkler, näher und näher kommt sie. Aus ihr wird der tödliche Strahl zucken. – Die Wolke heißt Rom. Und damit gelangen wir zum letzten Akt des großen Dramas.

Nach Rom den Blick wendend, sehen wir das Papsttum in seiner tiefsten Schmach . . . Die heiligen Väter kennen während dieser Zeit nur zwei Ziele: Vater zu sein in des Wortes unheiliger Bedeutung und ihre Kinder mit Ämtern und Erbländern zu versorgen. Als Sixtus IV. starb, aus Gram über die Kunde eines endlich geschlossenen Friedens, da freuten sich die Besseren eines Trostes: Schlimmeres könnte nun auf keinen Fall mehr kommen. Aber sie hatten sich getäuscht. Die Natur schien zeigen zu wollen, was für Ungeheuer des Bösen sie auszubreiten im Stande sei. Es folgte Innozenz der Achte. Er ist durch eine Neuerung berühmt geworden: er nannte seine vielen Sprößlinge nicht mehr Neffen, wie man bisher tat, sondern Söhne – also doch ein Fortschritt in der Ehrlichkeit. Als seine Lebenskraft verwüstet war und es mit ihm zu Ende ging, riet ein hebräischer Arzt, das verdorbene Blut des Heiligen Vaters dadurch zu verbessern, daß ihm dasjenige eines Jünglings eingegossen würde. Drei Jünglinge, für deren jeden man einen Dukaten bezahlt hatte, starben am Experiment, und der Papst mußte daran glauben. Das war 1492.

Nun begann ein Schauspiel, das auch jener an vieles gewöhnten Welt etwas bunt vorkam. Das Konklave war ein einfacher Markt. Man wußte in Rom genau, was jeder Bewerber bieten konnte. Der kapitalkräftigste unter ihnen war Kardinal Roderigo Borgia. Mit Staunen sahen die Römer sein mit Gold beladenes Maultier durch die Straßen ziehen. Als Alexander VI. bestieg er den Stuhl Petri, um, nach einigen Anläufen zum Guten, die Welt mit dem Ruf unerhörter Greuel zu erfüllen. Die Geschichte der Borgia ist zu bekannt, als daß ich sie ausführlich schildern müßte. Sie haben Rom in eine Laster- und Räuberhöhle verwandelt. Alle Morgen fand man vier bis fünf Leichen in den Straßen der Stadt, darunter Bischöfe und hohe Prälaten. Die gefürchtetste Waffe der Borgia war ihr Gift, ein weißes Pulver von großer Feinheit und angenehmem Geschmack, das der Heilige Vater seinen lieben Gästen gelegentlich in den Wein oder in die Speisen tun ließ, auf daß sie nachher gut schliefen – nur zu gut! Bekanntlich ist der Drache zuletzt an seinem eigenen Gift gestorben.

War der Papst ein Ungeheuer, so war sein Sohn Cesare vollends ein Gigant des Lasters. Und würdig reihte sich ihnen ihre Tochter und Schwester, die schöne Lukrezia, an. Der Vatikan soll Greuel der Blutschande gesehen haben, die zu schildern die Feder sich sträubt . . .

So sah es in Rom aus. Wir begreifen, daß einer solchen Gesellschaft die Bußpredigt des Mönchs von San Marco nicht gerade erwünschte Musik war. Man plagte sich zwar für gewöhnlich nicht mit Skrupeln, aber Papst Alexander, der Siebzigjährige, hatte soeben

seinen siebten Sohn bekommen, und dabei störte der Mönch ihm die Vaterfreude . . . Sein Hauptmotiv aber ist, seinen Söhnen Staaten zu verschaffen, also politischer Art . . . Der Mönch von Florenz aber steht ihm im Weg. Er muß fort. So beginnt denn der große Ringkampf. Zuerst ist es von seiten des Papstes nur ein vorsichtiges Tasten. Noch weiß er nicht, wo er den Gegner am besten packt; dieser ist ihm noch zu stark. Von Zeit zu Zeit schmeichelt er ihm noch, bis er endlich zufaßt mit tödlichem Griff. Zuerst versucht er, dem Kloster San Marco seine von Savonarola erstrittene Unabhängigkeit zu nehmen, indem er es mit der lombardischen Dominikanerkongregation verbinden will. Damit hofft er, Savonarola aus Florenz entfernen zu können. Das mißlingt. Noch steht der Prior von San Marco zu fest. Da schlägt er einen andern Ton an. Er läßt ihm den Kardinalspurpur anbieten um den Preis seines Schweigens. Savonarola ist zuerst über diese Zumutung sprachlos entrüstet. Er sagt dem Abgesandten des Papstes, die Antwort werde er in der Predigt geben, die er zu halten im Begriff sei – es ist eine der gewaltigsten Strafpredigten gegen die Klerisei. Später äußerte er sich: «Den Tod, einen roten Hut, einen mit Märtyrerblut befleckten Hut, das ist's, was ich begehre.» Darauf verlangt er, daß er das Predigen aufgebe. Savonarola gehorcht für kurze Zeit, dann kann er nicht mehr . . . «Ich kann nicht leben, ohne zu predigen», sagt er. «Ein inneres Feuer verzehrt meine Gebeine und zwingt mich zu sprechen.» Noch schützen ihn das Volk und die Signoria, die aus seinen Anhängern besteht. Unzählige Briefe gehen nach Rom. Florenz will dem Heiligen Vater in allem gefällig sein, nur Savonarola und seine Predigt können sie nicht entbehren.

(Schluß folgt)

Meinungsfabrikation in den Vereinigten Staaten

Man hat sich bisher – soweit ich instande bin, die Publikationen zu übersehen – nur wenig mit einem amerikanischen Buch beschäftigt, das zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen nicht weniger als vierzig Wochen lang zu den fünf Bestsellern der USA gehört und Aussicht hat, es weitere dreißig Wochen zu bleiben.

Was ist der Inhalt dieser in Europa (mit Ausnahme Englands) totgeschwiegenen Arbeit?

Es ist der Versuch, nachzuweisen, daß fast alle Entscheidungen des Amerikaners, seien sie politischer, kommerzieller oder moralischer Natur, nicht von ihm selbst getroffen werden, sondern – ohne sein Wissen – von gewerbsmäßigen «Meinungsformern», die sich laut eigenem Bekenntnis psychiatrischer und psychoanalytischer Methoden bedienen, um von der Öffentlichkeit die Reaktion zu erhalten, auf die es